

John C. Kornblum | Dieter Kronzucker

Mission Amerika

Weltmacht am Wendepunkt

REDLINE | VERLAG

© des Titels »Mission Amerika« (ISBN 978-3-86881-032-5)
2009 by Redline Verlag, FinanzBuch Verlag GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.redline-verlag.de>



2

Inauguration – eine amerikanische Legende

Es ist der 20. Januar, 12 Uhr mittags in Amerika, als der gewählte Präsident mit der Eidesformel beginnt und auf halbem Wege innehält. Mir stockt als Kommentator der Einweihungsfeier in einem Berliner Nachrichtenstudio der Atem. Hat der *president elect* es sich im letzten Augenblick anders überlegt? Hält er den Abgrund zwischen Erwartungshaltung und Erfüllung doch für unüberbrückbar? Wählt der Prophet der Veränderung wie vom Blitz göttlicher Erkenntnis getroffen den Weg des Eremiten in die Wüste statt den des Predigers auf die Kanzel?

Seit dem Beginn des wundersamen Aufstiegs des Barack Obama aus der amorphen demokratischen Masse fürchten Fans und Freaks, Gläubige und Abergläubische, politische Wegbegleiter und Konvertiten, Auguren und Handleser, der Protagonist könne versagen oder verschwinden oder auf andere Weise vom Schicksal ereilt werden. Denn Barack Obama ist in ihren Augen nicht nur gewählt, sondern auserwählt. Der Welt erfolgreichste Talkmasterin Oprah Winfrey nannte ihn »the one«, und ihr Millionenpublikum folgte ihrem Impuls.

Obama verkörpert die Vereinigung scheinbar gegensätzlicher Eigenschaften: Demut und Hochmut, Eleganz und Ernsthaftigkeit,

Rhetorik und Körpersprache, ein Sportler mit Waschbrettbauch, der nachdenkliche Bücher schreibt. Ein Reisender, der sein Familienleben pflegt. Ein Visionär, der Cheeseburger liebt. Ein Schlaks mit großen Ohren wie Will Smith und einem Sexappeal wie George Clooney. Ein Bruce-Springsteen-Fan, der auch Bach liebt. Eine Erlöserfigur mit Selbstironie: »Ich bin nicht in der Krippe geboren, sondern auf Krypton« (dem Heimatplaneten von Superman). Wenn es stimmt, dass ein amerikanischer Präsident die Würde eines Königs mit der Macht eines Premierministers vereint, dann kommt bei ihm der Charme des Sunnyboys hinzu. Vor allem aber paart er Talent mit Kompetenz.

Weil im Angesicht der großen Krise alle Hoffnungen auf »dem einen« ruhen, erscheinen Alternativen unsäglich, die vor gar nicht allzu langer Zeit noch Wirklichkeit hätten werden können. Der ehrbare Republikaner John McCain hatte ja immerhin 53 Prozent der weißen Amerikaner und 46 Prozent der Wähler insgesamt auf seiner Seite. Die tüchtige Hillary Clinton lag streckenweise gleichauf im parteiinternen Machtkampf. Der welterfahrene Joe Biden, anfänglich auch ein Präsidentschaftskandidat, macht als Stellvertreter eine gute Figur.

Alle drei und die vielen anderen, die vom Oval Office träumten, wirken jedoch – ein jeder auf seine Art – gestrig. Sie halten den Vergleich nicht aus mit dem Protagonisten, der jung und neu, anders und auf der Höhe der Zeit, attraktiv und glaubwürdig wirkt. Eine mittlerweile parteiübergreifende Zahl von Amerikanern traut ihm alleine die Fähigkeit zu, der Nation den Weg aus den Selbstzweifeln zu weisen. Als er bei der Eidesformel plötzlich innehält, kann dem Beobachter der Gedanke kommen, dass auch ein selbstüberzeugter Obama sich die Sache mit dem Oval Office noch mal überlegt.

Lässt der neue Held im amerikanischen Drama zu *High Noon* sein Volk im Stich? Oder erlaubt sich der coole Typ einen Scherz mit den zwei Millionen Menschen vor Ort und den vielen Millionen in der Welt, die wie ich gebannt auf die Szene starren? Oder – schrecklicher



Gedanke – zeigt der perfekte Kandidat Schwäche? Wie sich herstellt: nichts von alledem. Die Nervosität hatte den Obersten Richter, der die Eidesformel vorspricht, aus dem Konzept gebracht. Der gewählte Präsident lässt ihm Zeit, sich zu sammeln. Barack Obama selbst lässt sich nicht aus der Fassung bringen, hält die Schwurhand oben, seine Linke ruht auf der Lincoln-Bibel, neben der von Michelle, seiner Frau und First Lady in spe: ein Bild strahlender Ruhe.

Die Veröffentlichung der Gefühle

Am Abend der Vereidigung gleitet das neue Traumpaar über das eine oder andere Tanzparkett auf den vielen Bällen und Galas in Washington. Der frischgebackene Präsident trägt offene Bewunderung für die First Lady zur Schau und fragt ins Publikum: »Wie gut sieht meine Frau aus?« Er nennt sie ungeniert in aller Öffentlichkeit die Liebe seines Lebens. Und in der Nacht seines Wahlsieges bekennt er vor den Millionen von Zuschauern: »Malia, Sasha, ihr habt keine Ahnung, wie sehr ich euch liebe.« Zur Schau getragenes Glück?

Nein, die öffentliche Bekundung von Gefühlen ist in Amerika nicht nur statthaft, sondern erwünscht. Und das gilt nicht nur für POTUS, das Kürzel für President of the United States, sondern auch für FLOTUS, die First Lady. Michelle Obama zeigt Muskeln, trägt ärmellos und wirkt ungeniert. Sie kleidet sich nicht nach der Mode, sondern macht selber Mode.

»Sie ist die neue Black Jackie«, meint Designer Wolfgang Joop und lobt ihren ausgefallenen Geschmack, der an Jacqueline Kennedy erinnere. Die Kinder Sasha und Malia dienen als Modelle für Puppen, Michelle Obama konnte verhindern, dass solche Puppen auch noch ihre Namen tragen. Barack Obama ist sowieso für viele Kinder ein Märchenprinz. Sie sind seine treuesten Anhänger, wie die Statistik herausgefunden hat.

Der neue amerikanische Volksheld heißt im Code des Geheimdienstes »Renegade«, seine Frau Michelle »Renaissance«, die ältere Tochter Malia »Radiance«, eine Anspielung auf ihr strahlendes Wesen, und die jüngste Sasha »Rosebud«, knospende Rose. Für das malerische Quartett im Weißen Haus entwickelt sogar der Geheimdienst Poesie. (DK)

Die Geschichte hält für einen Augenblick den Atem an, dann schreibt sie weiter an der amerikanischen Legende. Noch am selben Tag unterschreibt der neue Präsident die ersten Gesetzesvorhaben, allerdings nicht mit der Schwurhand: Obama ist Linkshänder. Zur Sicherheit und für das Geschichtsbuch wiederholt der neue Präsident die Eidesformel vor Richter und Zeugen später hinter den Mauern des Weißen Hauses. Ein historischer Augenblick ist es allemal. Nicht nur wegen des Kandidaten, seiner ungewöhnlichen Biografie und seines außergewöhnlichen Talents – auch wegen der Fortschreibung der Saga von Amerika als dem Land der Verheißung.

Die Wahlmonarchie

Am 25. Mai 1787 trafen sich die Vertreter jener 13 Kleinstaaten, die sich von Englands Krone freigekämpft hatten, bei strömendem Regen in Philadelphia. Sie wollten aus dem lockeren Verbund für die damals gerade vier Millionen Amerikaner ein Vaterland ohne König und Aristokratie schmieden. Nach viel Hader und Streit gab der Konvent der Nation eine Verfassung, die der Erfolgsschriftsteller James Michener so beschrieb: »Wenn es darum geht, die passende Regierungsform gefunden zu haben, dann sind wir die Ältesten.«

Die Demokratie wurde zwar in Griechenland erfunden und hat in England das Laufen gelernt, aber in Amerika war sie von Geburt an zu Haus. Auch über einen Führer verfügte die neue Nation, einen, der über alles Gezänk erhaben war, einen Marschall ohne Adelstitel: George Washington. Die Verfassungsväter seiner Zeit machten Washington nicht zum Imperator. Nicht etwa, weil sie vor dem Anspruch zurückgeschreckt wären – nein, schon in der Gründung wurde Amerika als kommende Weltmacht konzipiert mit einem Hauptstadtplan von majestätischer Dimension. Aber die amerikanische Revolution war ja gerade gegen das Potentatentum in Europa gerichtet.



Thomas Jefferson, Washingtons *Secretary of State* und Verfasser der Unabhängigkeitserklärung, bekämpfte die Monarchie und auch die Präsidentschaft auf Lebenszeit. Er stellte die Volksvertretung über das Präsidentenamt. Nach seinem Willen sollte das Kapitol der Neuen Welt das Haus des Präsidenten überragen: das Volk auf einem Podest, der erste Diener zu seinen Füßen. Er soll den Weg zwischen oben und unten zu Fuß zurücklegen und den Schwur auf die Verfassung vor Parlament und Volk ablegen.

Jefferson war dann der erste Präsident, der so verfahren konnte, weil erst 1801 das kleine Haus des Präsidenten und das Kapitol aus dem Sumpf am Potomac gewachsen waren. Schon damals erfolgte der Gang zum Kapitol in Begleitung des Vorgängers, um den eventuellen Ausbruch offener Feindseligkeiten zwischen der alten und der neuen Regierungsmannschaft zu verhindern. Von vornherein war auch eine Militäreskorte dabei, zum Schutz und weil der Präsident in Personalunion Oberbefehlshaber der Streitkräfte ist.

Jefferson brachte aber auch die messianische Rhetorik in den politischen Sprachschatz ein, wie sie in der von ihm verfassten Menschenrechtserklärung bis heute nachklingt: »Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht, dass alle Menschen gleich erschaffen wurden, dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt wurden ...«

Das Selbstverständnis der Amerikaner nährt sich stets aus hochfliegenden Idealen und sehr realistischen Zielen. Soziologen nennen das *grassroots democracy*, Graswurzeldemokratie. Sie führen diesen Begriff ebenfalls auf Jefferson zurück, der nicht nur ein großer Politiker, sondern auch ein mittelmäßig erfolgreicher Plantagenbesitzer war. Am Ende kam eine Wahlmonarchie heraus, die von der Basis der *grassroots* ausgeht und von den beiden Häusern des Kongresses kontrolliert wird. Diese Wahlmonarchie hat auch Herrschergeschlechter hervorgebracht: die Roosevelts, die Kennedys, die Clintons, ja sogar die Bush-Dynastie.

In manchen anderen erfolgreichen Familien bürgerte sich die Mode ein, die Generationen mit römischen Ziffern zu versehen, wie James Baker III oder Edmund Meese III. Die rheinischen und französischen Schlossnachbauten am Hudson nahe New York oder am Pazifik nahe Los Angeles zeigen, dass sich manche Clans auch fürstlich fühlen. Stephen Hess, ein Historiker, der sich mit Ahnenforschung beschäftigt, hat in den achtziger Jahren einige Stammbäume zurückverfolgt. Er fand dabei heraus, dass 16 dieser Dynastien 8 Präsidenten, 3 Vizepräsidenten, 30 Senatoren und 12 Gouverneure gestellt haben. Dass der Präsident gelegentlich doch direkt aus dem Volke kommt, der Basis der *grassroots*, zeigen Beispiele wie der Erdnussfarmer Jimmy Carter, die Halbweise Bill Clinton und der Schauspieler Ronald Reagan – Ausnahmen von der Regel.

Auch wenn er nie Präsident geworden ist, so wird doch Senator Edward Kennedy als Galionsfigur des dynastischen Amerika respektiert, ja angehimmelt. Kennedy wiederum hat Barack Obama, den ehemaligen Sozialarbeiter in Chicagos schwarzem und armem Süden, auf den Schild gehoben und ihn zum Kronprinzen gemacht. Caroline Kennedy, die Tochter des ermordeten Präsidenten John F. Kennedy, war seine Wahlhelferin, und Ethel Kennedy, die Witwe des ermordeten Präsidentschaftsanwärters Robert Kennedy, adelte ihn bei einer Begegnung im Jahre 2006 mit den Worten »Now the torch is yours« – nun geht die Fackel an Sie über.

John F. Kennedy war einst der erste Katholik, Obama ist der erste Schwarze im Weißen Haus. Wenn es stimmt, dass die Amerikaner immer den Präsidenten haben, den sie verdienen, dann haben sie jetzt ganz außerordentlich gewählt. Denn jeder Amtswechsel ist gleichbedeutend mit einem neuen Kapitel in der Saga der Nation. Viele Amerikaner glauben dabei an die Vorsehung und an das Versprechen der Präambel, dass alle Menschen gleich geboren sind. Abraham Lincoln hat daraus eine Bürgerreligion zu gestalten versucht, mit den Gründervätern als Propheten und der Unabhängigkeitserklärung als einer Art Neues Testament.

